

Nr. 224 Bydgoszcz / Bromberg, 30. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Von der Kleinstadt bis Jessenow mußte Gesche Hinzpeter das Postauto benutzen. Vom Dorf bis zum Fischerhause wollte sie zu Fuß gehen.

Am Friedhof kam sie vorbei. „Bald“, dachte sie, „bald!“ Kein Bangen fühlte sie dabei, sie dachte nur an Joachim. Er sollte wieder Boden unter die Füße bekommen.

Vor dem Gasthause stand Felix Teubener neben seinem Motorrad; augenscheinlich war er im Begriff wegzufahren. Er grüßte und tat, als seien Gesche und er die besten Freunde.

„Sie sehen sehr blaß aus, Frau Hinzpeter, Sie können sich ja kaum noch aufrecht halten!? Darf ich Ihnen den Soziussitz auf meinem Rad anbieten? Ich will Sie gern nach dem Fischerhause bringen. Das dauert ein paar Minuten, und meine Geschäfte vertragen diesen Aufschub schon.“

Gesche Hinzpeter hörte nur mit dem äußeren Ohr, sie verstand gar nicht, was er wollte. Sie hatte nichts zu tun mit einem, den der Vater Hochstapler und Gauner nannte. Sie hatte auch keine Zeit, sich mit ihm aufzuhalten. Die paar Stunden, die ihr noch blieben, sollten Gedanken an Joachim ausfüllen. Um seinetwegen war sie hier.

„Es ist ein ganz bequemer Sitz, Frau Hinzpeter, und ich verpflichte mich auch, unterwegs kein Sterbenswort zu sagen. Ihr Herr Vater wird es mir danken, wenn ich mich Ihrer annehme. Ein Kind sieht, daß Sie leiden. — Ist Ihnen jemand zu nahe getreten, Frau Hinzpeter?“

Ließ die leise Drohung in der letzten Frage sie aufmerken?

„Nein, nein, mein Mann —“

Schon lief sie wie gehetzt davon. Der Klang ihrer Antwort blieb ihr im Ohr. Der Teubener konnte wohl denken, daß sie ihrem Mann eine Schuld gab, wenn die letzten Tage ihr auf dem Gesicht geschrieben standen. Aber mochte er denken, was er wollte.

*

Ihr Vater war im Hause. „Das ist gut, Kind, daß du schon als Quartiermacherin vorauskommst. Du kannst es vertragen, wenn du einmal ausspannst. Deine Farbe gefällt mir nicht. Ich muß wohl den Arzt herauskehren und dich gründlich untersuchen?!“

„Mir fehlt nichts, Vater, ich habe nur nicht gut geschlafen in den letzten Nächten. Ich muß mich wohl in deinem Arzneischrank umsehen nach einem Mittelchen. Dann kommt alles wieder in Ordnung.“

„Aber Vorsicht, Mädel! Veronal und Morphium sind keine Volksnahrungsmittel. Am besten geht man ihnen aus dem Wege. Aber du weißt ja Bescheid. Ich habe wie du den Eindruck, daß dir ein ungestörter Schlaf bitter not tut.“

Am Nachmittag schlug ihr der Vater eine kleine Bootsfahrt vor; der Maitag sei warm und lind und bringe eine natürliche Müdigkeit.

„Wenn ich rudern darf, Vater, wollen wir gern hinaus.“

„Du sollst sogar rudern. Körperliche Arbeit ist eine gute Medizin.“

Im Boot erzählte Gesche von Hanna. Der Vater hörte die Erregung in ihren Worten. Kamen ihre roten Backen vom Rudern oder vom Erzählen?

„Stelle dir nur vor, Vater, wie es in Hanna aussehen muß, wenn sie die Wahrheit erfährt. Lange wird man sie ihr nicht vorenthalten können. Nur um Tage kann es sich handeln.“

„Ich habe Hanna kennengelernt. Sie hat einen gesunden Körper. Dieser wird ihr helfen, ihr Geschick zu tragen, das allerdings sehr hart ist.“

„Es muß für sie sein wie damals, als sie die falsche Nachricht von Joachims Tod erhielt. Könnte die Folge wieder die gleiche sein?“

„Kind, wir wollen uns nicht mit Möglichkeiten quälen. Ich hoffe, daß sie alles überwindet. Helfen kann ihr keiner.“

„Wirklich nicht, Vater?“

„Was hast du nur, Gesche? — In solchem Fall versagen alle Fachärzte. Es ist noch kein Mittel entdeckt worden, das Vergessen zu bringen vermöchte. Fast — es ist hart, das zu denken — hätte man Hanna wünschen sollen, daß sie nie aus ihrer Scheinwelt erwacht —“

Gesche unterbrach ihn. „Ich sehe dort am Ufer Vergißmeinnicht, Vater. Wollen wir einen Strauß pflücken? Mutter will ich einige Blumen bringen, und auch Joachim wird sich freuen, wenn er morgen ein Sträußchen vorfindet.“

„Aber beuge dich nicht so weit über den Bootsrand. Joachim ist heute zur Rettung nicht in der Nähe.“

Mit einem mageren Lächeln antwortete Gesche. „Ich weiß, Vater, daß ich es nur Joachim verdanke, wenn ich heute noch Vergißmeinnicht pflücken kann. Ich werde es ihm auch nicht vergessen.“

„Ein Zufall war es, Gesche.“

„Wie man es nennt, ist gleich. Aber ich glaube, jener Wintertag hat dazu beigetragen, daß in unserer Ehe nie etwas gewesen ist, was uns bedrückt hätte.“

„Deine Ehe beginnt ja erst, Kind!“

*

Recke deine Glieder, Joachim Hinzpeter! Sie sind wie Blei geworden. Zwei Stunden hast du ohne Bewegung in dem alten Lehnstuhl gesessen und hast die letzten Tage und Stunden mit Gesche an dir vorüberziehen lassen — wie so oft schon im Schweriner Justizgebäude. Stoß nun die Fensterladen auf! Fülle deine Lunge mit frischer Luft. Es ist schon Morgenluft. Ganz fern im Osten über dem Waldstreifen zeigt sich ein leichtes Grau. Der Tag will kommen, dein letzter Tag, Joachim Hinzpeter.

Du brauchst das „Ob“ nicht mehr zu überlegen. Was sollte dich zurückhalten? Nachdem Gesche von dir gegangen

ist, dir den Weg gezeigt hat, ist der Schritt, den du zu tun hast, eine Selbstverständlichkeit.

Als du heute nachmittag von Lübeck gekommen bist — Rolf Hollien hat sein möglichstes getan, um auszugleichen, was in dir uneben geworden war, und du hast ihn in dem Glauben gelassen, daß du morgen oder übermorgen im Bureau wieder deine alte Tätigkeit aufnehmen würdest — als du von Lübeck kamst, bist du auf den Jessenower Friedhof gegangen und hast lange vor Gesches Grab gestanden, hast genickt und gehorcht nach dem Rauschen in den Kronen der beiden alten Eichen, in deren Nähe sie ihren letzten Schlaf tut. Der Tag wurde in dir lebendig, an dem ihr einst mit dem Schulzen Großmutter Prüß besucht habt. Gesche gefiel der Platz unter den Eichen. War schon ein Ahnen in ihr, daß es für sie an der Zeit war, sich umzusehen nach einem Platz der Stille? — —

Wirkliches Geschehen verblaßte, als du dich an die Eiche lehntest; du hattest die Empfindung, als hättest du nicht zwei Frauen gehabt, sondern eine, als seien beide verschmolzen zu einem Menschen, der mit dir ein Stück deines Weges gegangen war. Und nun warst du allein, allein auf dem etwas verwahrlosten Friedhof. Du brauchtest keine Sorge zu haben, daß jemand dich störte. Dörfler haben am Werktag keine Zeit für die Toten; die Kartoffeln müssen in die Erde, im Stall brüllen die Kühe, und die Hosen der Kinder müssen geflickt werden. — Hättest auch du den mit Arbeit gefüllten Alltag um dich gehabt, wer weiß, ob du dann mit deinem Sinnen zu dem gleichen Schluß gekommen wärst. Aber die Zelle hat keine Arbeit gebracht, sondern nur bleierne Stunden. Die Gedanken gingen von Gesche zu Hanna. Du weißt so gut wie nichts von ihr. Ob sie noch lange auf dem Sachsenberg gewesen sein mag? Ganz in ihrer Nähe bist du gewesen. Vom Justizgebäude zur Anstalt geht man eine Viertelstunde. Ob sie um dich gewußt hat? Ob sie wieder bei den Eltern in Rostock ist, auf den Breitling schaut und dabei denkt an den Tag eurer Kriegstrauung? Du bist dir darüber klar, daß du es nie erfahren wirst.

Das alles ist dir durch den Kopf gegangen auf dem Jessenower Kirchhof. Und nach diesem Abschied von Gesche bist du durchs Dorf gegangen, und die Leute, die auf dem Hof Holz sägten, haben getan, als müßten sie schnell die Scheite in den Stall bringen. Sie hatten eine Scheu vor dir. Denn immerhin hast du lange Zeit unter dem Verdacht des Totschlags gestanden.

Und die Menschen hier sind eigener Art. Sie reden wenig. Aber ihr Benehmen sagt oft mehr als Worte.

Du stößt den Unterkiefer vor. Die Sache mit Teubener war und ist lächerlich und dumm, aber gewiß nicht geeignet, dir neuen Lebensmut zu geben. Sie hat dir zwar keine Unruhe gebracht, denn du vertrautest der Wahrheit, aber sie war die Ursache, daß du nach dem Tag, an dem Hanna ins Leben ging und Gesche in den Tod, nur noch Stunden des Alleinseins gehabt hast; und diese Stunden haben in dir die Überzeugung geschmiedet, daß du nichts mehr im Leben zu suchen hast. Wie es ohne die Zellenstunden heute gewesen wäre? Es ist müßig, darüber nachzudenken. Der Minute, wie sie ist, ins Auge schauen, nicht darüber grübeln, wie sie hätte sein können! Ein Gauner war der Teubener, darum spielte er dir diesen Streich.

*

Es ist am Tage nach Gesches Beerdigung. Joachim Hinzpeter ist noch im Fischerhause. Er kann nicht schon wieder auf dem Kontorschemel sitzen und tun, als sei nichts gewesen. Und den Medizinalrat mag er auch nicht allein lassen. Dieser sitzt kerzengerade auf dem Stuhl. Sinnt er über eine wissenschaftliche Frage nach? Seine mikroskopischen Präparate stehen verlassen auf dem Schreibtisch.

Als Joachim ihn fragt, ob sie zusammen nach dem Friedhof gehen wollen, schüttelt er den Kopf; er hat zu grübeln.

„Gesche, Joachim, Gesche! Grüß' sie!"

Gesche ist in den Tod gegangen, weil sie an das Glück von Joachim geglaubt hat. Wie eine stille Heldin ist sie gegangen.

Andächtige Abendstunde

Von Heinrich Anacker

Laß uns die Türen
Noch nicht verriegeln!
Laß uns noch auf- und niedergehn!
Es ist so schön, wenn die Sonne im Sinken,
Den Ausklang zu kosten und die Stille zu trinken,
Oh, und zu spüren,
Wie sich Wunder entsiegeln —
Und die Wege ins Endlose offenstehn . .

Laß uns die Türen
Noch nicht verriegeln!
Laß uns noch atmen das kühlende Wehn!
Ist es nicht schön, in dem dämmrigen Garten
Das Leuchten des Abendsterns zu erwarten —
Oh, und zu spüren, das wie in Spiegeln
Wir klar unser innerstes Antlitz sehn?

Der Medizinalrat denkt an Gesches Brief, den Joachim ihm zum Lesen gegeben hat. Er — der Vater — weiß seinen Sinn. Joachim scheint ihn in der Wundheit seiner Seele nicht erfaßt zu haben. Aber es ist noch nicht Zeit, mit ihm darüber zu sprechen. Später vielleicht. Wenn es nötig sein sollte. —

Der Medizinalrat steht auf. Unsagbar groß ist seine Trauer um seine Gesche. Aber größer als die Trauer ist der Stolz auf seine Gesche. Das Höchste hat sie getan, als wäre es eine Sache des Alltags. Noch nie hat er einen ähnlichen Stolz gefühlt, auch nicht in Kassel, als er auf dem Naturforschertag seine Forschungen über die Schilddrüse dargelegt und gleich darauf die Anfrage erhalten hatte, ob er bereit sei, eine Professur in Göttingen anzunehmen; er hatte abgelehnt. Die Fischerhütte hatte er gerade erworben, und diese war ihm wichtiger erschienen.

Mit niemand wird er über seinen Stolz sprechen, aber er wird der Inhalt seiner alten Tage sein. Das gibt ihm seine überlegene Ruhe wieder. Nun ist er stark, kann wieder klar denken.

*

Joachim ist auf dem Friedhof. Er glaubt, daß Gesche habe gehen müssen, weil ihre Nerven den Stürmen der letzten Tage nicht gewachsen waren. Und ihn hat sie aus einem Zwiespalt befreien wollen. Sein Denken hat sich nicht totlaufen sollen zwischen zwei Frauen. Frei sein sollte er. Nur fühlt er jetzt keine Freiheit, nur eine große Leere ohne Grenzen.

Unter den knorrigen Eichen im Jessenower Friedhof wollte Gesche begraben sein, ausruhen. Und er sucht auch nach Ruhe, hofft, sie hier in Gesches Nähe zu finden. Doch es ist vergeblich, das Suchen. Seine Gedanken finden sich nicht zusammen.

Auf dem Rückweg begegnete er Schäfer Matthießen, dem Treckfiedelhannes, der vom Nachbar Wasser geholt hat, weil es bei ihm nicht zur Pumpe reicht. Der setzt die beiden Eimer nieder und hält Hinzpeter die Rechte hin.

„Dat harr nich kamen müßt, Herr!"

„Nein, das hätte nicht kommen müssen, Vater Matthießen!"

Sparsam ist Treckfiedelhannes mit seiner Beileidsbezeigung. Hinter seinen Schafen ist er wortkarg geworden, und im Hause vergehen auch manchmal Stunden, ohne daß er den Mund aufmacht. Gesche aber war aus anderem Holz geschnitzt als seine Frau, das fühlt er. Er greift nach den Eimern und tappt weiter. Die Kuh will er tränken, denn es ist allmählich dunkel geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Mamba.

Skizze von Kurt H. Kauffmann.

Markwart war derjenige, der auf den Einfall kam. Ihm fielen immer solche Sachen ein. Als er den Mund auftat, von dem er eben ein Glas Genever abgesetzt hatte, grinsten Albert und Pietjer, weil sie wußten, daß nun etwas ganz Besonderes kommen würde, irgend ein Spaß jedenfalls, der ihre Zecherei zu dritt in dieser öden Farm hier mitten im Dornbusch des nördlichen Südwest versüßen würde.

Markwart war es also, dem es einfiel. Er war ja auch der Baas, ihm allein durften solche verrückten Sachen kommen! „Jungens", sagte er und goß sich das sechste Glas ein, „ich denke mir, es wäre famos, wir hätten Richard, unseren alten, ausgeschiedenen Teilhaber, zu einem kleinen Spielchen hier. Und ich denke mir", fuhr er mit einem listigen Blick auf die beiden fort, „daß wir ihn sofort herholen."

Albert, der auch nicht mehr ganz nüchtern war, vergaß allen Respekt und lachte Markwart ins Gesicht, so ausgefallen schien ihm der Vorschlag, Richard mitten in der Nacht zehn Kilometer weit hierher zu beordern. Richard, der auf seiner benachbarten Farm immer noch mit seiner kleinen blonden Johanna im Honigmond schwamm.

Pietjer, der kleine Holländer, der vor einem halben Jahr erst aus dem Kapland von den Diamantenfeldern gekommen war und jetzt Richards Teilhaberstelle einnahm, rieb wie immer, wenn er verblüfft war, die Hände umeinander und wackelte dazu mit seinem großen Kopf, auf dem die helle Kapsonne auch nicht mehr ein einziges Haar gelassen hatte.

Markwart starrte die beiden mit einem Blick an, der deutlich verriet, daß es nicht geraten sei ihn in seinem Vergnügen zu stören. Dennoch kam ihm Albert zuvor und sagte: „Richard — herkommen . . . ausgeschlossen! Den läßt Johanna doch nicht weg."

Dieser Einwand war so stichhaltig, daß selbst Pietjer, der in drei Tagen oft kaum mehr als eben soviel Worte sprach, ihm auf die Schulter hieb und schrie: „Ja — das stimmt! Richard kommt nicht her!"

Markwart sprang zornig auf: „Und ich kriege ihn doch her!" Er brüllte: „Josias! . . . Josias!!"

Aus dem Schatten des Hauses tauchte ein Schwarzer auf. „Josias", sagte der Baas zu ihm, „reite sogleich zu Baas Richard Westendorp herüber und sage ihm, Baas Anton Ewert sei eben auf unserer Farm eingetroffen und wolle, ehe er morgen früh weiterreise, seinen alten Schulfreund und Jagdgefährten Richard sprechen!"

Indes der Diener davonhuschte, sahen sich die beiden anderen Männer an und schüttelten die Köpfe.

„Markwart, du bist ein alter Fuchs", sagte mit unverhohlenem Respekt Albert. — „Ja, — ein alter Fuchs", echote Pietjer. „Nun kommt Richard natürlich!" schloß er überzeugt und prostete seinem Chef in rückhaltloser Bewunderung zu. Der tat Bescheid und sagte nur: „Na also!" — Dann mischte er die Karten.

Es war kein Wunder, daß er fortwährend gewann, denn die Aufmerksamkeit seiner Partner weilte bei ganz anderen Dingen. Sie dachten an das tolle Stückchen, das sich ihr Baas mit Richard leistete. Sie alle, Richard nicht ausgenommen, wußten von Anton Ewert, dem großen Löwenjäger und Blutsbruder Richards, schließlich nicht mehr, als daß er vor vierzehn Tagen etwa hier nach dem alten Südwest ins Ovamboland gekommen war, — vom Kilimandscharo her, drüben in Ostafrika, wo er alte deutsche Farmfreunde besucht hatte und in der Massaisteppe auf Löwen gegangen war. Nun pirschte er im nördlichen Dornbusch inmitten der Bantus, in deren Kegeldachhütten und Werften er, wie man gesehen und berichtet hatte, ein- und ausging, um mit den Häuptlingen lange und lustige Freundschaftspalaver zu halten, die immer damit endeten, daß er von den Stammesführern am anderen Morgen soviel schwarze Boys und Lastenträger für sein Jagdzüge bekam, als er nur wollte. Es war also gewiß, daß er bald auch in diesen Winkel von Okahandja kommen würde, schon Richards wegen, den er seit mehr als dreißig Jahren kannte. Aber darum zu sagen, wie Markwart es tat, er sei schon jetzt wirklich und leibhaftig hier auf der Presonta-Farm — das war denn doch zuviel, wie Albert und Pietjer fanden.

Mittlerweile war der Ovambo-Boy Josias auf Richards Farm eingetroffen.

Der hatte darauf mit seiner kleinen Frau Johanna, mit der er gerade beim Nachtessen saß, eine kleine Auseinandersetzung gehabt. „Sieh mal", sagte er, schmerzlich hin- und hergerissen zwischen der alten Freundschaft zu seinem Toni und der jungen Liebe zu Jo, „ich muß Toni sehen. Denk doch mal daran, daß ich ohne ihn ja gar nicht mehr lebte; er rettete mich damals doch vor dem Löwen, der schon über mir war . . . Und außerdem könnte ich ja auch gleich ein paar Sachen in der Station einkaufen, Handwerkszeug und Decken, das brauchen wir sowieso schon lange! In zwei Tagen bin ich wieder hier."

„O, nun willst du schon so lange fort!" klagte Johanna.

„Also gut, dann bin ich morgen abend schon zurück!" entschied Richard.

Dann schwang er sich in den Sattel und ritt mit Josias davon. Er sah noch einmal sehnsüchtig zurück und winkte der lichten Gestalt zu.

Erhaben und unirdisch schön spannte sich über ihnen die blausamtene Hülle der Tropennacht, silbrig und golden durchstrahlt von unfaßlich hellen Gestirnen.

Plötzlich erhob sich aus einem am Wege gelegenen Dornbusch ein riesiger Raubvogel und strich gespenstisch stumm mit mächtig geweiteten Schwingen ab. Josias, der fünf Schritte hinter dem weißen Mann ritt, erschrak so sehr, daß er alle Untertänigkeit vergaß und mit seinem Pferd dicht an die Seite des Herrn preschte.

„Böse Geister, Baas . . . Schlimme Nachtteufel, Herr!" keuchte er, bleich und bebend.

„Ach — Unsinn, Josias!" erwiderte der lachend und trieb sein Pferd zu schärferem Trab an.

Sie hatten schon mehr als zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als sie auf einmal das Schnauben eines Pferdes unmittelbar vor sich vernahmen. Es klang, als befände sich das Tier in Not und Angst.

Richard sprang sofort von seinem Pferd, und Josias stürzte sich, als säßen ihm tausend Teufel im Nacken, ihm nach. Nach zwei, drei Sprüngen stand Richard vor einem herrenlosen Pferd, das, außer sich vor Furcht, seinen Kopf steil in die Nacht reckte und schrill wieherte. Als es die Männer sah, trabte es links in den Dornbusch hinein und stand dann plötzlich still. Richard folgte mit entsicherter Pistole. Dort, wo das Tier nun stand, lag ein dunkles Etwas am Boden. Richard beugte sich herab und tastete vorsichtig das Bündel ab. Es war ein Mensch, ein Weißer. Er lag mit dem Gesicht im Sand. Richard wandte ihn um und rieb ihm die Stirn mit Wasser, das er aus seiner Feldflasche nahm.

Plötzlich ließ er den Körper, den er schon halb aufgerichtet in seinen Armen hielt, starr vor Schreck wieder sinken . . . Es war Toni, der da lag! Toni — sein Jagdgefährte und Blutsbruder!

Ein Wirbel toller Gedanken kreiste in seinem Hirn, allen Willen lähmend. Wie kam Toni hierher?! — Was war mit ihm? . . . War er tot? . . . Lebte er?! Plötzlich warf er sich an die Erde, hinab zu dem Leblosen, legte sein Ohr an die Brust des Dahingesunkenen und lauschte mit einer Innigkeit, als wollte er tief in der klaftertiefen Mitte der Erde den Herzschlag der Welt abhören.

„Nicht tot, Herr, — nicht tot?" fragte schüchtern und verängstigt Josias.

„Nein, Junge, nein" — schrie Richard, „er lebt. Schnell, hol mir den Whisky!"

Als Josias wiederkam, flößte Richard dem Leblosen vorsichtig den Branntwein ein. Es währte nicht lange, da kam Toni Ewert zu sich und schlug die Augen auf. Für einige Augenblicke bekam er wieder das Bewußtsein. „Rasch, — rasch", flüsterte er schweratmend, ohne den, der ihn hielt, zu erkennen, „die Schlange . . . schwarze Mamba . . . beim Lagern gebissen . . . am Handgelenk . . ."

Richard träufelte nun seinem Freund soviel Whisky zwischen die Lippen, wie er vermochte. Dann schwang er sich auf das Pferd und befahl Josias, den weißen Herrn zu ihm in den Sattel zu heben. So ritten sie davon, der Presonta-Farm entgegen; das Pferd Tonis trabte gehorsam hinterdrein.

Schon von weitem vernahmen sie den Lärm, das Gläserklingen und das Singen von Markwarts Farm.

Als Richard und Josias Anton Ewert auf die Veranda

legten und Richard brüllte: „Los, ihr Bengels, die Mamba hat ihn gebissen!", waren die drei wie durch Zauberei auf einmal nüchtern. Sie starrten entgeistert auf Ewert, wie auf ein Spukbild, das ihre trunkene Phantasie nun wirklich herbeigezaubert hatte.

Richard ahnte nicht, daß Toni tatsächlich in dieser Nacht, unter Umgehung der Presonta-Farm, sich zu ihm auf den Weg gemacht hatte. Er nahm an, Toni hätte Presonta besucht und wäre erst dann ihm entgegen geritten. Er schrie die drei an: „Na los, was glotzt ihr so? Helft mir lieber!" Niemand sagte ein Wort. So blieb Richard fürs erste in dem Glauben, Toni wäre auf dem Wege von Presonta zu seiner Farm von der Mamba gebissen worden, — von Afrikas gefürchtetster Schlange.

Fünf Minuten später rasselten sie alle vier auf einem Lastkraftwagen, unter dessen Verdecke sie Toni auf Decken gebettet hatten, zur Station Okahand zum Hospital. Dort nahmen ihn gleich die Ärzte vor. Die Nacht über war es noch ungewiß, ob sie ihn retten könnten, aber am Morgen schon war es sicher, daß er durchkäme.

„So, Alter", sagte an diesem Vormittag Toni zu Richard, der an seinem Bett saß, „jetzt sind wir quitt! Ich schoß damals den Löwen — du rettetest mich vor der Mamba!"

„Nein, Toni", entgegnete Richard, „so war es nicht! Markwart, dem leichtsinnigen Hund, verdankst du dein Leben. Er führte mich an, der Gauner, und nur so fand ich dich. Gib ihm die Hand, dem Halunken, er hat mir alles gestanden. Da steht er!"

Richard zog den beschämt sich Windenden am Ohrläppchen herbei. In sprudelnden Worten erzählte Markwart den Hergang der ganzen Geschichte.

„Nun, nun —ist ja gut, altes Haus", sagte Toni und schlug die gesunde linke Hand in Markwarts Rechte, „ohne dich und deinen verfluchten Spaß wäre ich nun also nicht mehr! Laßt es also gut sein, — aber wenn ich dann herauskomme . . . das feiern wir!"

„Na — und wie!" jauchzte Markwart, schon wieder ganz lustig, und hieb Richard, den er listig anblinzelte, auf die Schulter.

Der Taktstock.

Anekdote von **Fritz Georg Dietrich.**

Gioacchino Antonio Rossini (1792—1868) empfand von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, seinem Ruhm dadurch neue Glanzlichter aufzusetzen, daß er an großen Bühnen eines seiner Werke persönlich dirigierte. Ein solches Ereignis stand auch der Dresdener Hofopfer bevor. Die Vorproben waren Richard Wagner als dem jüngsten Kapellmeister zugeschoben worden. Die Aufgabe war undankbar, denn die Gastdirigenten setzten ihren Ehrgeiz darein, in der Eile einer Hauptprobe möglichst viel von den eingeübten Zeitmaßen umzukatern.

Rassini trat ein, wurde gebührend begrüßt, und Darsteller nebst Orchester harrten des Anfangs der Probe. Noch tönte jedoch aus dem Künstlerzimmer, in das sich der Meister mit seinem Sekretär zurückgezogen hatte, erregtes Schelten. Kostbare Zeit verstrich, bis sich der Gewaltige bewegen ließ, seinen Platz am Pult einzunehmen. Als Taktstok hob er grollend eine aus Packpapier gewickelte Rolle. Auf Wagners erstaunte Frage gestand der Sekretär, daß der Theaterkoffer nicht den Dirigentenstab enthalten habe. Dabei beschrieb er mit Gesten dieses Wundergebilde als etwa drei Pianistenspannen lang und fast zwei Zoll stark. Mit rotem Sammet sei es bezogen und ende in einer goldenen Krone. Der Maestro wäre außer sich und hätte geschworen, abzusagen, wenn am Abend der Stab nicht zur Stelle wäre . . . .

Wagner betrat kurz vor der Aufführung das Theater. Sofort wurde er mit der Neuigkeit bestürmt, daß sich jener Stab nicht gefunden hatte und Rossini sich weigere, zu dirigieren. Der Sekretär halte sich angstvoll verborgen. Jetzt galt es für Wagner, die Aufführung zu retten. Sein Sinn für Humor erwachte. Er eilte in die Requisitenkammer. Hatte der Sekretär den Stab nicht deutlich genug beschrieben? Schnell wurde ein entsprechendes Stück von einer Lanze abgesägt, ein Plüschfetzen darumgeleimt. Fehlte nur noch die goldene Krone. Aber waren die Armleuchter in den Wandelgängen nicht ausgiebig mit diesen königlichen Symbolen geschmückt?

Die bereits hereinströmenden Zuschauer wunderten sich zwar, was man in ihrer Gegenwart noch an einem der Beleuchtungskörper zu feilen hatte, aber nach wenigen Minuten war das erbeutete Kleinod im stillen Kämmerlein an dem roten Ungetüm befestigt. Höchste Zeit, denn gerade überbrachte der Sekretär Rossinis Entschluß, auf das Dirigieren verzichten zu wollen! Lächelnd überreichte ihm Wagner sein Kunstwerk, bei dessen monströsem Anblick der Ärmste schaudernd erblaßte, dann aber doch in das Künstlerzimmer eilte.

Wenige Minuten später stand Maestro Rossini beifallumbraust im Orchester. Feurig umklammerte seine Hand den ins Gigantische gesteigerten Taktknüppel und führte damit sein Werk zum Sieg.

Einige Tage nach Rossinis Abreise traf ein Schreiben des Sekretärs ein, worin um Überlassung des Ersatzstabes gebeten wurde, da der Meister trotz dessen Klebrigkeit von ihm entzückt wäre.

Leider konnte diesem Wunsch nicht Genüge getan werden, denn die Krone war gehorsam wieder zu ihrer Pflicht, den Wandarm zu schmücken, zurückgekehrt, und das Holz hatte sich bereits in den Stiel einer Streitaxt verwandelt.



Bunte Chronik



Hai entführt ein Boot.

An der Westküste Schottlands hatten zwei Fischer, die sich in einem kleinen Boot befanden, einen aufregenden Kampf mit einem riesigen Hai zu bestehen. Der von einer Harpune getroffene Fisch zog das Boot viele Stunden lang hinter sich her und legte dabei eine Strecke von etwa 100 Meilen zurück. Der Hai war etwa 10 Meter lang. Er wurde Sonnabend vormittag in der Carvadale-Bucht harpuniert und verschwand mit dem Boot mit solcher Geschwindigkeit, daß die größeren Boote nicht in der Lage waren, die Verfolgung durchzuführen. Sie benachrichtigten deshalb die Küstenstationen, von wo aus sofort drei Flugzeuge aufstiegen, um die Suche aufzunehmen. Sie entdeckten das Boot mit den beiden Insassen Sonntag vormittag. Es war im Begriff, in den Atlantischen Ozean hinauszutreiben. Kurz vorher hatte der Hai den Kampf aufgegeben. Die Fischer konnten mit ihrer Beute nach Campbelltown gebracht werden.



Lustige Ecke



Die Enttäuschung.



„Das spürt man doch gleich — das ist Herr Lehmann!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.